

herrscht ja immer noch Überfluss.«

Venray ließ den Alten reden. »Ach, ein Bad und ein saftiger Braten«, tagträumte er dann, »das würde dir auch guttun.«

»Was?«

»Beides, vor allem aber wohl baden«, tadelte Venray seinen Diener.

»Euer Hochwohlgeboren können ja selber in den kalten Schnee springen.«

Nach einer Weile fuhr Wittib fort: »Ich habe schon mal gebadet, da hat Euer seliger Herr Vater, der Freiherr, noch in die Windeln geschissen.«

»So alt bist du nun auch wieder nicht«, presste Venray zwischen den Lippen hervor, ohne die Pfeife aus dem Mund zu nehmen.

»Ihr müsst es ja wissen.«

»Wittib, weißt du, der Trick – wenn man das so nennen kann – beim Baden ist der, dass man es öfters macht, also um genau zu sein, *regelmäßig* und nicht bloß einmal.«

»Nein«, beharrte der Alte stur, »wie gesagt, ich habe es ausprobiert, dieses Baden ist nichts für mich.«

Venray blickte seinen Diener an, und um sich ein Lachen zu verkneifen, begann er damit, seine Zeitungen zu ordnen. »Was würde ich nur ohne dich tun, mein lieber Wittib.«

»Vermutlich genauso durch die Welt tingeln wie jetzt und Schnitzeljagd mit Halunken spielen, statt daheim in Düsseldorf im behaglichen Amtmannhaus zu speisen«, spielte sein Diener auf die gegenwärtige Situation an. »Ihr solltet endlich wieder heiraten und die Füße stillhalten. Der Jüngste seid Ihr auch nicht mehr«, belehrte Wittib seinen Herrn weiter.

»Nun ist es aber genug«, entgegnete Venray dem Alten, »du alter Murrkopf. Nicht schon wieder diese Leier.«

Auf seiner Räuberjagd hatte sich Venray mitsamt seiner kleinen Schar Landreiter im bergischen Odenthal im Haus des Pulvermachers Franziskus Thelen einquartiert. Thelens Schwarzpulver war über die Landesgrenzen hinweg bekannt. Jederzeit erwartete Venray die Rückkehr seines Kundschafters, der ihm nähere Informationen zum Aufenthaltsort der Räuberbande bringen sollte.

Als Amtmann für gute Wohlfahrt war Venray für die öffentliche Ordnung und Sicherheit im gesamten Herzogtum Jülich-Berg zuständig. Die vereinten Herzogtümer Jülich und Berg unter ihrem Herzog Carl Theodor, der als Kurfürst auch die Pfalz und Bayern regierte, kesselten territorial die freie Reichsstadt Cöln von allen Seiten ein. Venrays Zuständigkeitsbereich erstreckte sich im Nordwesten vom Niederrhein nach Osten bis ins Sauerland und nach Süden weit über Bonn hinaus. Er kümmerte sich um eine Vielzahl von Gemeinden und Landkreisen. Daher war er auch viel unterwegs. Er war der höchste Policeybeamte im Herzogtum. Verbrecherjäger und Richter in einer Person. Nicht nur daran hätte Venray gerne Veränderungen vorgekommen. Im Rang über ihm stand – neben dem Herzog, Kurfürst Carl Theodor selbst – nur der Statthalter als der offizielle Vertreter des Herzogs: Hofrat Graf Melchior von Gollstein, Spross einer uralten Adelsfamilie. Der Graf hasste Veränderungen. Venrays Reformbemühungen waren ihm so

willkommen wie eine tödliche Seuche. Die Abschaffung der alten Zeiten absoluter Willkür war in Venrays Augen längst überfällig, doch wann immer er mit Vorschlägen kam, winkte der Graf ab, egal ob er damit die Meinung des Herzogs vertrat oder nicht.

Wissenschaften und Vernunft waren dem Hofrat ein Graus. Mit großer Vorliebe trug er altmodische Perücken, momentan ließ er sich von einem niederländischen Maler im Hermelinmantel porträtieren. Dieses Vorrecht, weißen Pelz zu tragen, stand eigentlich nur dem Herzog in seiner Funktion als Kurfürst selbst zu, sprach aber Bände über Gollstein. Venray hatte bei seinem letzten Gespräch mit ihm einen Blick auf das noch unvollendete Werk werfen können. Eine gewisse Ähnlichkeit zum unlängst vom Herzog und Kurfürsten entstandenen Porträt desselben Malers konnte nicht geleugnet werden. Selbst der Wittelsbacher Hubertusorden sowie der Marschallstab durften auf dem Bildnis nicht fehlen. Dass er damit seine Befugnisse klar überschritt, kümmerte Graf Gollstein offenbar wenig.

Die Eitelkeit des Hofrats kannte keine Grenzen. Auf niemanden hätte die Bezeichnung »eitler Pfau« wohl besser gepasst. Gollstein bevorzugte gepuderte Perücken und schwelgte auch sonst gern im althergebrachten feudalen Prunk. Zwar ließ der Kurfürst seinem Statthalter bei vielen Fragen freie Hand, aber Venray wusste nur zu gut, dass beide nicht in allen Punkten einer Meinung waren. Denn Carl Theodor war durchaus bestrebt, Modernisierungen in seinem gesamten Fürstentum einzuführen.

Doch auch ohne ihn konnte Venray sowohl Recht ausüben als auch Urteile fällen. Der Herzog, sein Oberbefehlshaber, hatte ihn persönlich in das Amt des höchsten Policyvertreters in seinem Herzogtum berufen. Kurioserweise hatte Venray tausend Reichstaler bezahlen müssen, um die Berufung antreten zu dürfen – auch für ihn war das eine beachtliche Investition. Ein solches Amt konnten nur diejenigen bekleiden, die über finanzielles Vermögen verfügten. Das alles schrie so sehr nach Reformen, dass es Venray immer öfter regelrecht schmerzte. Und das nicht nur, weil er Rousseau, Voltaire, Montesquieu oder die Werke des preußischen Völkerrechtlers Samuel von Pufendorf studiert hatte.

Venrays Lieblingszitat von Pufendorf war: »Der Mensch ist von höchster Würde, weil er eine Seele hat, die ausgezeichnet ist durch das Licht des Verstandes, durch die Fähigkeit, Dinge zu beurteilen und sich frei zu entscheiden, und die sich in vielen Künsten auskennt.« Das hatte dieser großartige Denker schon vor einhundert Jahren geschrieben. Die Monarchie und den deutschen Staat dagegen bezeichnete er als Monstrum. Und was war seitdem passiert? Veränderungen traten, wenn überhaupt, nur äußerst langsam ein. Generell gab es bei den Herrschenden, den weltlichen wie kirchlichen Fürsten, kaum ernsthaftes Interesse an sozialen Verbesserungen im Sinne der oft notleidenden Bevölkerung, gar nicht zu sprechen davon, für Gerechtigkeit zu sorgen. Es war einfacher, die zunehmende Verarmung zu verleugnen, als etwas dagegen zu unternehmen. Es war noch ein sehr weiter Weg, bis Reformen Fuß fassen konnten. Die Allmacht der Aristokratie war ungebrochen. Veränderungen auf Kosten des eigenen Wohlstands waren nahezu undenkbar. Wie der König von Frankreich vom ländlichen Versailles aus regierte,

so bestimmte gleich ihm eine kleine Elite an Monarchen und Territorialfürsten von ihren luxuriösen Landgütern aus über das Schicksal der gesamten Welt!

»Ich liebe die Tat und die Tatsache«, begann Venray, und sein tadelnder Blick wanderte zum alten Wittib, doch dann brach er seine Ausführungen jäh ab. Kalter Schweiß stand auf der Stirn seines Dieners. Die Nase triefte, und die Wangen schienen zu glühen. Er fieberte. Sein Diener war krank, und was das in diesem Winter bedeutete, bereitete Venray augenblicklich Sorgen. »Setz dich zu mir und wärm dich.«

Das ließ sich Wittib nicht zweimal sagen und sackte auf eine Bank neben dem Ofen. Doch er ruhte nur kurz und holte aus seinem Umhang einen ellenlangen Parierdolch hervor, den er mit Geduld und Sorgfalt über einen Schleifstein zog. An den Schaft des Dolchs hatte man zwei Einkerbungen geschmiedet, die dazu dienten, die Klinge eines feindlichen Rapiers einzufangen und zu brechen.

Derweil vertiefte sich Venray wieder in seine Lektüre. Er überlegte, welchem Blatt er sich als Nächstes widmen sollte. Seine Wahl fiel auf ein Wochenblatt aus Cöln. »La Tribune Colonaise« war für ihren kaisertreuen Konservatismus bekannt. Venray las einen Artikel auf Französisch, der sich als ein reines Loblied auf Gottes Allmacht erwies: Güte und Allmacht des göttlichen Herrn seien auch dafür verantwortlich, Gerechtigkeit zu üben. Denn was sonst könnte Ursache für das sein, was die Menschen diesen Winter erlitten? Dieser besondere Winter drücke die besondere Schwere der Vergehen aus, die der Mensch büßen müsse. Man müsse beten, um den Winter zu beenden. Gottes Zorn – in Gestalt eines ewigen Winters – war gerecht. Arme und Mittellose litten besonders, während es bei den Reichen, Adligen und Kirchenfürsten oft genügte, sich einzuschränken.

Die Armen waren dieser Theorie folgend also die größten Sünder. Sie starben wie die Fliegen an Hunger und Krankheiten, was niemanden interessierte. Das meiste Unrecht aber wurde in Wahrheit durch Absprachen innerhalb der Obrigkeit begangen.

Der Verfasser war der Verleger selbst, der Cölner Papierfabrikant Johann-Nepomuk Dupois. Der fragwürdige religiöse Sermon riss nicht ab, und Venray legte die Zeitung kopfschüttelnd beiseite. Ein Minimum an Lesevergnügen sollte das Zeitungsstudium ja dann doch bereiten!

Auf Reisen wie in der Amtsstube waren diverse Zeitungen und Wochenblätter seine ständigen Begleiter. Er hielt mehrere Abonnements sogar von in Übersee erscheinenden Blättern. Sie verschlangen geradezu ein kleines Vermögen. Doch nichts hätte ihm das ausreden können. Die »Tribune Colonaise« war mit vier Reichstalern pro Jahr noch erschwinglich. Natürlich, die an dem kaiserlichen Hof in Wien orientierte »Tribune« spiegelte ganz das Bedürfnis ihrer Leserschaft in Cöln. Von aufklärerischen Gedanken wollte man dort nicht viel wissen. Doch Venray empfand Zeitungen, auch wenn sie nicht seine Meinungen und Auffassungen vertraten, als einen besonderen Gewinn des Fortschritts, da er so vieles an Nachrichten und Befindlichkeiten erfuhr.

Allerdings waren die Zeitungen seit Winterbeginn nur noch sehr unregelmäßig gekommen. Seit Jahresbeginn dann gar nicht mehr. Schon im November war der

Postkutschenverkehr eingestellt worden. Das hieß, der gesamte Verkehr zu Land wie zu Wasser stand seit drei Monaten still.

Die »Amsterdamer Zeitung«, die Venray nun anstelle des Cölner Blattes zur Hand nahm, schätzte er besonders. Nicht nur, weil sie in seiner Muttersprache Niederländisch erschien und nicht wie sonst üblich auf Französisch, sondern vor allem widmeten sich die Redakteure der Zeitung besonders gern historischen und naturwissenschaftlichen Themen. Eine beständige Freude für sein wissensdurstiges Gehirn! Gab es eine neue Erfindung, eine Entdeckung oder eine kühne philosophische Theorie – die »Amsterdamer« berichtete mit Sicherheit darüber.

Neugierig blätterte er durch die Zeitung und blieb bei einem Bericht von einem amerikanischen Naturforscher namens Benjamin Franklin hängen. Franklin stellte einen Zusammenhang zwischen einem Vulkanausbruch auf Island im vergangenen Sommer und der veränderten Wetterlage her. Von Amerika bis Europa herrschte ein strenger Winter. Sogar aus Japan lagen Berichte über Missernten vor. Vor allem hatte es sich bei dem Vulkanausbruch nicht um einen einzigen Vulkan, sondern um Hunderte gehandelt.

Venray paffte und riss erstaunt die Augenbrauen hoch, während er jeden Satz des Artikels begierig verschlang. Die isländischen Laki-Krater waren noch nie zuvor ausgebrochen. Nun hatte diese Vulkankette im Südosten Islands ungeheure Mengen Asche und Staub in den Himmel geschleudert. Das schließlich habe den Himmel verdunkelt und das Wetter verändert, deshalb sah man seit dem Herbst die Sonne nicht mehr! Eine ebenso abenteuerliche wie gewagte Theorie! Beides gefiel Venray außerordentlich.

Die Klinge eines Dolchs schob sich Venray ins Gesichtsfeld und pikste durch das Zeitungspapier. Wittib!

»Pass doch auf«, meinte Venray, »am Ende spießt du mehr als ein paar Buchstaben auf!«

»Die müsste jetzt scharf sein«, murkte der Alte, dem selbst krank noch der Schalk im Nacken saß. »Schärfer, als wenn der Teufel selbst sie auf seinem Wetzstein im siebten Kreis der Hölle geschliffen hätte.«

»Du musst es ja wissen«, spottete Venray und überprüfte zufrieden die Klinge. »Deiner bissigen Zunge nach zu urteilen, warst du doch sicherlich schon dort.«

»Meiner Treu, spottet nur; wenn der Winter noch länger anhält, werde ich mit Sicherheit Gelegenheit bekommen, es für Euch herauszufinden.«

Im Vorraum wurde die Haustür geöffnet. Die Kälte drang wie eine Welle bis in die Stube vor. Stimmen erhoben sich. »Der Kundschafter ist zurück«, meinte Wittib.

Kurz darauf betrat ein Landreiter den Raum. Seine Kleidung war über und über verkrustet mit Eis und Schnee. Ohne zu fragen, stellte er sich an den Ofen und erstattete Rapport. Anfangs fror er so stark, dass er kaum sprechen konnte. Venray rückte beiseite, ließ den Mann gewähren und sich aufwärmen. Er hatte es wahrlich verdient.

Der Landreiter berichtete von einem kleiner Weiler, einen halben Tagesritt östlich gelegen, in dem sich die Räuberbande verschanzt haben musste. Näheres war nicht

herauszufinden gewesen. Venray entließ den Kundschafter und dachte nach.

»Es ist so kalt, wie es in der Hölle heiß ist«, meinte Wittib. »Was belieben Euer Hochwohlgeboren zu befehlen?«

Venray paffte einige Male an seiner Pfeife. »Der Teufel hat viel zu schaffen in diesen Tagen«, sagte er und faltete die Zeitung zusammen. »Es ist Zeit, aufzubrechen.«

»Vergesst nicht, Ihr werdet dringend in Rheinmülheim erwartet.«

Venray, von Berufs wegen nicht nur Amtmann, sondern auch Wasserbauingenieur, war ausgeschickt worden, um in Mülheim am Rhein einen Deich zu errichten, der die prosperierende Stadt vor der drohenden Flut schützen sollte. »Das muss noch zwei Tage warten«, sagte er.

Wittib wollte sich ohne Verneigung entfernen, um die Befehle weiterzutragen, doch Venray hielt ihn auf. »Besorg mir weiße Bettlaken. Zwanzig Stück.«

Der Alte nickte und ging, um die Aufträge seines Herrn zu erledigen. Venray raffte sich auf und verließ das Haus des Pulvermachers.

Draußen griff ihn die Kälte an. Ein schneidender Wind drang innerhalb von Minuten durch sämtliche Kleidungsschichten und biss wie Nadelstiche in die Haut. Das Atmen tat beinahe weh, so kalt war die Luft, die in die Lunge drang. Venray holte ein kleines Messinstrument hervor und blickte auf ein mit Alkohol gefülltes Glasröhrchen.

»Bei Gott, vierzehn Grad Reaumur! Bleibt hier!«, bettelte Wittib, der sich zu ihm gesellt hatte.

»Und was ist mit denen, die unsere Hilfe brauchen?«, erwiderte Venray.

»Wir brauchen doch selber Hilfe!«

Venray blickte in das schniefende und von Fieber gerötete Gesicht seines Dieners. »Wittib, du bleibst hier und passt auf meine Pfeifen auf.«

»Aber –«, widersprach der Alte.

»Keine Widerrede jetzt!«

So zum Schweigen gebracht, reichte Wittib seinem Herrn eine Gugel, die Venray dankbar aufsetzte. Die fellbesetzte Kapuze mit Schulterüberwurf wärmte ihn. Es war ein längst aus der Mode gekommenes Kleidungsstück, das aber angesichts der Kälte einen überaus sinnvollen Nutzen hatte.

Die Männer des Corps trugen alles, was die Kleidertruhen hergaben. Manches davon wärmte, eine Lederschürze beispielsweise, anderes, wie der Dreispitz, eher nicht. Venray befahl ihnen, alle freien Körperteile wie Hände und Gesicht mit Tüchern oder in Streifen gerissenen Decken zu umwickeln. Ein Mann, der sonst als Bettelvogt dafür zuständig war, Bettler und Hausierer zu vertreiben, war gar barfüßig in den Holzpantinen erschienen. Der Mann würde Erfrierungen erleiden, und das konnte Venray nicht dulden. Er schickte ihn heim. Die Motivation, den Amtmann auf dem Ritt zu begleiten, war hoch. Denn Venray hatte den Leuten für jeden gefassten Räuber ein hohes Entgelt versprochen.

Er selbst war gut gerüstet. Alle seine Kleidungsstücke waren gefüttert. Er trug lange Wollunterwäsche und die Kleidung in mehreren Schichten. Über dem Rock eine mit Fell gefütterte Redingote, einen wadenlangen Reitermantel – ein sehr teures Kleidungsstück.